

Speyr, Wilhelm von

Objektyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Verhandlungen der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft = Actes de la Société Helvétique des Sciences Naturelles = Atti della Società Elvetica di Scienze Naturali**

Band (Jahr): **120 (1940)**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

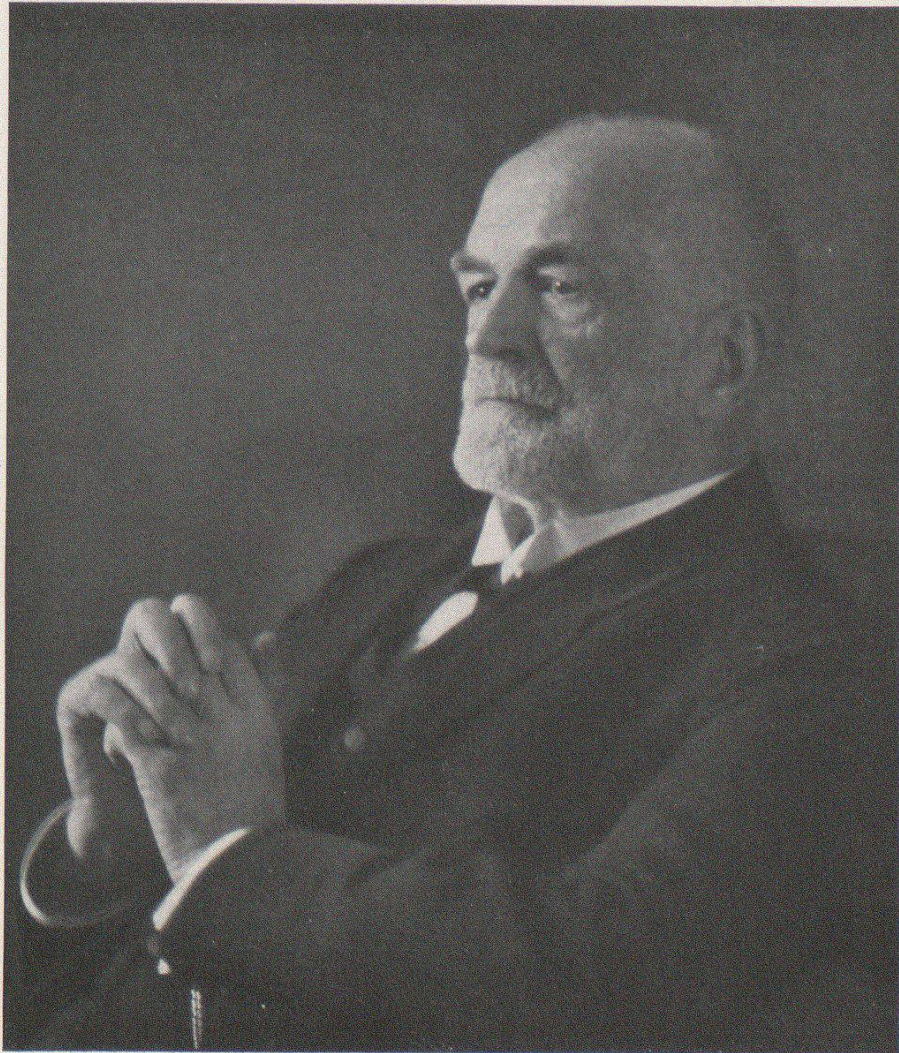
Wilhelm von Speyr

1852—1939

Wilhelm von Speyr, einem alten Basler Geschlecht entstammend, wurde am 19. September 1852 in Basel geboren, kehrte an seinem Lebensabend in seine geliebte Vaterstadt zurück und starb dort als Junggeselle fast 87jährig am 29. August 1939. Seine angestammte Baslerart und -sprache hatten ihn durch sein ganzes Leben hindurch treu und unverfälscht begleitet.

Er war der dritte Sohn des Kaufmanns Johannes von Speyr und der Charlotte Riggenbach und verlebte in seinem Geburtshaus „Zum Rosengarten“ an der Leonhardstrasse inmitten von acht Geschwistern eine reiche und frohe Jugendzeit. In der Familie herrschten altbaslerische Sitte und Frömmigkeit. Ein schwerer Schatten fiel auf seine Jugend, als ihm mit acht oder neun Jahren die Mutter starb. Die Grosseltern mütterlicherseits, Besitzer der „Bechburg“ ob Oensingen, suchten den Kindern den Verlust nach Möglichkeit zu ersetzen und luden sie häufig zu sich ein. Die Ferienaufenthalte auf der „Bechburg“ und die Besuche bei den Grosseltern gehörten bis an sein Lebensende zu von Speyrs schönsten Jugenderinnerungen. Mit zehn Jahren bekam er eine verständnisvolle, feinbesaitete Stiefmutter und mit den Jahren noch zwei Halbgeschwister, den Bruder Theodor, den nachmaligen bekannten Augenarzt in La Chaux-de-Fonds, und die Schwester Johanna, die nach dem Tode der Eltern zu ihm in die Waldau kam und ihm jahrzehntelang, bis zu seinem Tode, mit grosser Hingebung und liebevoller Aufopferung sein Heim betreute.

Der junge Wilhelm durchlief die baslerischen Schulen, hatte am Gymnasium Nietzsche eine Zeitlang als Griechisch-Lehrer, Wacker-nagel als Deutschlehrer und bewahrte besonders dem letztern zeitlebens grosse Dankbarkeit. Mit dem grossen Basler Jakob Burckhardt kam er ausserhalb der Schule in Berührung. Nach dem Reifeexamen studierte er in Basel Medizin und verehrte unter seinen Lehrern besonders den genialen Chirurgen Socin. Während der Studienjahre traf ihn ein zweiter herber Schlag. Als kühner Bergsteiger unternahm er mit seinem Lieblingsbruder Fritz gern und oft grössere Touren, bis er diesen während



WILHELM VON SPEYR

1852—1939

einer solchen im Gebiet der Dent du Midi an einer Lungenentzündung plötzlich verlor. — Noch vor Abschluss seiner Studien wurde er — es war im Jahre 1876 — Assistent an der Irrenabteilung des Bürgerspitals, unter dem kurz vorher als Oberarzt und Professor der Psychiatrie nach Basel gewählten Ludwig Wille, der dann später die Friedmatt, die jetzige baselstädtische Heil- und Pflegeanstalt, erbaute. Er blieb bis im Jahre 1878 in dieser Stellung und sammelte während dieser Zeit das Material für seine Doktordissertation, die er im Frühjahr 1880 beendete und im März 1882 unter dem Titel: „Die alkoholischen Geisteskrankheiten im Basler Irrenhause, zusammengestellt aus den Jahren 1876—1878“ vom Burghölzli aus im Druck erscheinen liess. Nach dem Staatsexamen hatte er zunächst eine Studienreise nach Wien unternommen, sich nachher zu einem längern Aufenthalt in die Irrenanstalten nach London begeben und war nach seiner Rückkehr Assistent bei August Forel im Burghölzli (Zürich) geworden. Von Anfang an hatte er für seinen Chef grosse Verehrung, besonders auch für den Menschen Forel; diese wuchs sich später in ein Freundschaftsverhältnis aus, das ungetrübt bis zum Tode Forels anhielt. Im Burghölzli befreundete er sich auch mit seinen Mitarbeitern Delbrück, dem nachmaligen Direktor der Heilanstalt in Bremen, und Bleuler und blieb mit letzterem bis zu dessen Tod in freundschaftlichem und wissenschaftlichem Gedankenaustausch. — Am 18. April 1882 trat er bei Direktor Schärer in der Waldau bei Bern die Stelle des Sekundärarztes an. Als Direktor Schärer im Jahre 1890 wegen schwerer Erkrankung vom Amte zurücktreten musste, ernannte ihn die bernische Regierung zunächst zum Direktor der Waldau und im folgenden Jahr, 1891, zum Professor der Psychiatrie an der bernischen Hochschule. Ende März 1933 legte von Speyr seine Ämter nieder und zog nach Basel. Volle 51 Jahre lang hatte er also der Waldau und dem Staate Bern gedient.

Welche Unsumme von Arbeit bewältigte er in diesem halben Jahrhundert! Jahraus, jahrein, Tag für Tag, Sonntags und werktags stand er in den Sielen. Er war ein Frühaufsteher und arbeitete am Morgen früh in seinem privaten Studierzimmer, begab sich dann regelmässig im Sommer um 7 Uhr, im Winter etwas später, in sein Sprech- und Arbeitszimmer in der Anstalt und erledigte die Korrespondenz, klappte an der Schreibmaschine, diktierte Gutachten, hörte Patienten ab, kam um 10 Uhr in den Ärzterapport, ging am Nachmittag seinen übrigen Geschäften nach, und immer war es spät in der Nacht, wenn die Lampe in seinem Studierzimmer gelöscht wurde. In schlaflosen Nächten füllte er die Zeit mit Lesen. Wenn man ihn so vollständig in der Arbeit und der Erfüllung seiner Pflichten aufgehen sah, musste man seinen Worten glauben, dass er für eine Familie keine Zeit gehabt hätte und hauptsächlich aus diesem Grunde nicht geheiratet habe.

Seine Hauptkraft und Hauptzeit widmete er der Anstalt. Schon als Sekundärarzt fing er an, die Waldau langsam nach seinen Ideen umzugestalten, das gute Alte erkennend und beibehaltend, das Neue behutsam und mit Vorsicht einführend. Direktor Schärer war ein

kluger, volkstümlicher und einflussreicher Mann und hatte schon in den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts den Wert der Beschäftigung, besonders der landwirtschaftlichen, für die Behandlung der Geisteskranken erkannt; vom bernischen Grossen Rat hatte er den Ankauf eines grossen Landgutes für den Anstaltsbetrieb erwirkt und liess von da an möglichst viele Kranke zur Arbeit aufs Feld hinaus gehen. Als Kenner des Landvolkes und der Landessitten, selber eifriger Schwinger, Turner und Schütze, hatte er in den Anstaltsbetrieb allerlei Feste eingeführt, z. B. am Schluss der Heuernte die Heueten, am Schluss der Getreideernte die Sichleten, an denen besonders diejenigen, die sich an den Erntearbeiten beteiligt hatten, zum Tanz gehen durften; er turnte mit den Kranken an den in den Höfen eingerichteten Geräten, oder kegelte mit ihnen, er veranstaltete mit den sich eignenden Kranken kleine Schützenfeste und dergleichen mehr, und das alles behielt von Speyr als für die Behandlung von hohem Werte bei. Was er neu einführte, war die Beseitigung aller Zwangsmittel, der Deckelbäder, wie der Zwangsjacken und anderer Geräte und Einrichtungen. Direktor Schärer hatte zwar die schlimmsten Zwangsmittel selber schon abgeschafft, aber von Speyr verbannte als Schüler von Wille, der die Lehren Conollys vom Non-restreint übernommen hatte, auch den letzten Rest ins Museum. Ferner warf er ein scharfes Auge auf das Wartpersonal, duldete auch geringste Misshandlungen und alles, was über die Notwehr hinausging, nicht und entliess brutale oder nachlässige, pflichtvergessene Elemente als für den Dienst unbrauchbar unnach-sichtig. Schon damals, und späterhin immer wieder, empfand er die Ausbildung des Personals als Notwendigkeit. Als ich im Frühjahr 1917 als Arzt in die Waldau trat, überband er mir neben der gewöhnlichen Abteilungsarbeit als erstes Kurse an das Personal, daneben auch den Ausbau der Familienpflege. Bei Forel war von Speyr überzeugter Ab-stinent geworden und hatte namentlich auch die Bedeutung der Ab-stinenz für eine Irrenanstalt erkannt. Allein, an die Abschaffung des Alkohols in der Waldau wagte er erst als Direktor zu denken. Neben Direktor Schärer wäre es unmöglich gewesen. In bernischen Landen wurde damals die völlige Enthalt-samkeit in allen Schichten der Be-völkerung noch als gelinde Verrücktheit eingeschätzt, und es brauchte viel Mut und ein taktvolles und vorsichtiges, aber festes und stetiges Verfolgen des Zieles. In den Jahren 1892 bis 1895 gelang es von Speyr mit Hilfe des temperamentvollen Sekundärarztes Dr. Weber, des nach-maligen Direktors von Bel-Air und Professors der Psychiatrie in Genf, den Alkohol aus der Waldau zu verbannen; zuerst kamen die Patienten, die Arbeitsstätten und Feste an die Reihe, zuletzt musste auch das Wartpersonal dran glauben und bekam von der Anstalt keinerlei Alkohol mehr.

Nach und nach entwickelte sich die Anstalt nach seinen Ideen und unter seiner strengen Disziplin zu einem Musterbetrieb. Lange bevor von „Arbeitstherapie“ geredet und geschrieben wurde, beschäftigte man in der Waldau schon möglichst viele Kranke auf die ver-

schiedensten Arten. An Stelle der Zwangsmittel war die moderne Dauerbadbehandlung getreten, Wachsäle wurden eingerichtet und die Kranken möglichst aus den Zellen herausgenommen. Die Anlässe und Festlichkeiten, die später besonders von der sogenannten „aktiveren Therapie“ empfohlen und gefordert wurden, besass die Waldau schon von Direktor Schärer her. Unter von Speyr nahm auch die Privatabteilung grössere Dimensionen an und war besonders vor dem Krieg stark besetzt. Seine reichen Sprachkenntnisse kamen von Speyr sehr zu-statten. Von allen diesen Dingen machte er aber in seiner bescheidenen, vornehmen Art nie Aufhebens und hängte sie nach aussen nicht an die grosse Glocke.

Als von Speyr im Jahre 1882 in die Anstalt eintrat, besass sie eine Bettenzahl von 250 bis 300; viel zu wenig für den grossen Kanton Bern. Während der fünfzig Jahre seiner Wirksamkeit in unserem Kanton und unter seinen beständigen Notschreien und Hilferufen wurde die Waldau erweitert, zum Teil durch Ausbau des Hauptgebäudes, zum Teil durch klugen Ankauf angrenzender Bauerngüter und Umbau der Wohnhäuser, im Jahre 1895 die zweite grosse bernische Irrenanstalt in Münsingen mit 600 bis 700 Betten eröffnet, 1899 das alte Kloster Bellelay im Berner Jura als Pflegeanstalt für Unheilbare mit 200 bis 300 Betten eingerichtet. 1913 konnten 100 Kranke in der Waldau den schönen „Neubau“ beziehen mit dem grossen Hörsaal für den psychiatrischen Unterricht und den nötigen Nebenräumen, auch einigen Laboratorien. Als von Speyr vom Amte zurücktrat, beherbergte die Waldau mit ihren verschiedenen Aussenkolonien 800 bis 900 Kranke und hatte gegen 100 in der Familienpflege, Münsingen war ebenso-gross geworden, und in Bellelay befanden sich 400 Kranke. Trotz dem Wachstum der Waldau kannte von Speyr dank seinem ungeheuren Gedächtnis bis zu seinem Rücktritt fast alle jeweiligen Patienten der Anstalt mit allen ihren Eigenheiten, auch wenn er sich in den letzten Jahren seltener mehr auf die Abteilungen begab. Auch über frühere Kranke wusste er oft noch nach Jahren und Jahrzehnten erstaunliche Auskünfte. Er liess es sich nicht nehmen, möglichst bei jeder Neuaufnahme selber dabei zu sein und sich da selber mit den Kranken und ihren Begleitern zu unterhalten, sich über das Zustandsbild und etwaige gefährliche Neigungen des Eingelieferten zu orientieren. Ferner kontrollierte er die ganze ein- und ausgehende Korrespondenz der Kranken selber, bevor er sie an die Abteilungsärzte weitergab, eine Arbeit, die ihm mit den Jahren jeden Tag oft mehrere Stunden raubte und die von vielen Leuten oft als überflüssig und sinnlos belächelt wurde. Aber auf diese Weise hielt er den Kontakt mit den Kranken aufrecht und erfuhr aus ihren Schreibereien oft äusserst wichtige Dinge, Geschehnisse auf den Abteilungen, die dem Personal entgangen waren, sich ankündigende Wandlungen im Krankheitsverlauf der Schreibenden, noch bestehende oder neu auftretende gefährliche Neigungen usw. Wie oft konnte er an Hand der Briefe rechtzeitig noch eine Entlassung verhindern oder sonst eine Anordnung treffen und damit ein eventuelles Unglück ver-

hüten ! Die Erfahrung hatte ihn gelehrt, dass junge, unerfahrene oder unzuverlässige Ärzte die Briefe oft nicht oder zu wenig aufmerksam lasen und nicht zu deuten verstanden, und deshalb bewältigte er in seiner Gewissenhaftigkeit und seinem Verantwortungsgefühl jeden Tag die Riesenarbeit der Briefkontrolle selber. Keine Autopsie wurde ausgeführt, ohne dass der Direktor wenigstens eine Zeitlang dabei war. Nicht bloss sein Interesse an der pathologischen Anatomie, das zwar gross war, führte ihn her; zu oft hatte er erlebt, dass die Leichen ihm noch mancherlei zu sagen hatten, was ihren überlebenden Mitpatienten zugute kam, einen Rippenbruch aufwiesen, einen Schenkelhalsbruch, Decubitus, Beulen usw., von denen niemand etwas gemerkt hatte, vielleicht in einem unbeachteten oder ungemeldet gebliebenen Streit mit einem Mitkranken erworben, oder durch Unachtsamkeit oder Nachlässigkeit, in seltenen Fällen sogar Gewalttätigkeit des Personals usw.; immer wurde in solchen Fällen strenge ins Gericht gegangen und aus dem Vorkommnis die nötige Lehre gezogen und Anordnungen getroffen. Grosses Gewicht legte er auf gewissenhafte und exakte Führung der Krankengeschichten und trug in vorbildlicher Weise jede eigene wichtige Besprechung mit den Kranken oder ihren Angehörigen selber ein; seine eigenen Krankengeschichten aus früherer Zeit zeichnen sich aus durch scharfe Beobachtung und Wiedergabe des Wichtigen mit wenigen Strichen in geradezu künstlerischer Art. Regelmässig wie ein Uhrwerk trat von Speyr jeden Sonntagmorgen in der Frühe seinen Rundgang durch sämtliche Aussenkolonien an, jeden Sonntagnachmittag hielt er sich auf seinem Bureau den die Kranken besuchenden Verwandten zur Auskunfterteilung zur Verfügung, wobei er nicht verfehlte, durch Ausfragen der Besucher die Krankengeschichten zu ergänzen. Bei den Entlassungen war er äusserst vorsichtig, entliess keinen einzigen Patienten, ohne dass er selber noch mit ihm gesprochen und sich persönlich überzeugt hatte, dass keine Gefahr mehr bestand, weder für den Kranken, noch für seine Umgebung. Das System der Frühentlassungen baute er nur mit Vorbehalten in den Betrieb der Waldau ein. Bis zum Schluss seiner Tätigkeit hielt er auf strenge Ordnung, Zucht und Disziplin in der ganzen Anstalt, auch unter dem Wartpersonal und bei den Ärzten, und bis ins hohe Alter war er bestrebt, die Anstalt auf der Höhe der Zeit zu halten. Noch im Jahre 1929 machte er eine Studienreise bernischer Behörden und Anstaltsvertreter nach Holland und Deutschland mit, um dort die in den letzten Jahren aufgekommene sogenannte „aktivere Therapie“ zu studieren, die in vielen nur einen weiteren systematischen Ausbau dessen darstellt, was die Waldau längst besessen hatte.

Neben den Direktionsgeschäften erfüllte von Speyr auch sein Lehramt an der Hochschule mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue. Seine Stimme war nicht laut; mit um so grösserer Stille lauschte man seinem Vortrag. Bei den klinischen Vorfürungen von Kranken lehrte er die Studierenden in erster Linie beobachten. Daneben beeindruckte es diese immer wieder, welche suggestive Macht

von Speyr über die Kranken besass, mit welcher Ruhe, mit welcher Gelassenheit und Überlegenheit er einem plötzlichen Tobsuchtsanfall entgegentreten und ihn meistern konnte. Als Kuriosum mag erwähnt werden, dass er den von Direktor Schärer eingeführten sogenannten klinischen Tanz bis zum Schluss seiner Tätigkeit beibehielt, das heisst an Stelle der letzten klinischen Vorlesung im Semester wurden jeweilen die sich eignenden Patienten zu einem Tanz eingeladen, an dem auch die Studierenden teilnahmen; man wollte ihnen die Geisteskranken einmal auch von einer andern Seite vorführen als nur von der, wie sie sich im Hörsaal geben. Sehr geschätzt war von Speyrs theoretische Vorlesung, die er, um die Studierenden nicht in die Waldau hinaus-bemühen zu müssen, in der Insel oder in der Hochschule abhielt. In systematisch geordneter, klarer, knapper Weise erörterte er die Probleme der Psychiatrie und war bestrebt, diese Vorlesungen immer auf der Höhe des jeweiligen Standes der Wissenschaft zu halten. In den frühen Morgenstunden studierte er die Fachliteratur, prüfte alles mit seinem kritischen Verstand und nahm neue Ideen nur mit Reserve auf. Gutes erkannte er freilich mit scharfem Blick rasch, übernahm zum Beispiel von der Psychoanalyse schon früh einiges, was heute noch anerkannt ist, während er sich gewissen extremen Theorien gegenüber von Anfang an ablehnend verhielt.

Als wissenschaftlicher Forscher trat von Speyr nicht hervor. Immerhin sei hier festgehalten und der Vergessenheit entrissen, dass er in seiner Dissertation, die eine aussergewöhnlich gründliche Arbeit darstellt, neben Magnan und Voisin der erste war, der das Krankheitsbild der alkoholischen Verrücktheit oder alkoholischen Paranoia (später von Wernicke als halluzinatorischer Wahnsinn oder Halluzinose der Trinker bezeichnet) heraushob und sehr gut beschrieb. Was unter ihm in der Waldau von seinen Ärzten wissenschaftlich gearbeitet wurde, war von ihm mehr geduldet als gefördert, freilich auch nicht verhindert. Doktorarbeiten wurden unter ihm meines Wissens wenige gemacht; mir einzig bekannt ist die grosse und gründliche Arbeit von Dr. Rast über „Geisteskranke Verbrecher“.

In die weitere Öffentlichkeit trat von Speyr nach seiner reservierten, aristokratischen Basler Art wenig heraus. Immerhin muss einiges erwähnt werden. In jenen Jahren, als er in der Waldau den Alkohol abschaffte und die Abstinenzbewegung in der Schweiz allgemein einen Vorstoss machte, setzte auch er sich öffentlich mit Mut für die Alkoholabstinenz ein, beteiligte sich zum Beispiel neben dem Physiologen Prof. Gaule aus Zürich, dem Theologieprofessor Samuel Oettli in Bern und dem berühmten Nationalrat Hilty, Professor des Staatsrechts in Bern, an einem Vortragszyklus vor der bernischen akademischen Jugend und sprach am 17. Januar 1893 im Kasino zu Bern in sehr eindrucksvoller, ja erschütternder Weise „Aus den Erfahrungen eines Irrenarztes“. In jenen Jahren war es auch, als er in Bern den Alkoholgegnerbund gründen half und viele Jahre sein Präsident war. Geradezu als glänzend muss seine alkoholgegnerische Stellungnahme in der Dis-

kussion der Versammlung des ärztlichen Zentralvereins in Olten vom 31. Oktober 1896 über das Thema: „Der Alkohol als Genuss- und Heilmittel“ bezeichnet werden, die im „Corr.Blatt für Schweizer Ärzte“ (1897, Nr. 2) niedergelegt ist; „mir scheint sogar, dass, wer es als Arzt ernst nimmt und mit offenen Augen sieht, abstinent werden müsse“; steht da zum Beispiel neben vielem andern Vortrefflichen zu lesen. Die Sorge um das Wohl der Geisteskranken einerseits und um die Sicherstellung der Öffentlichkeit vor gefährlichen Geisteskranken andererseits, liess ihn auch über die Anstaltsmauern hinausblicken und die zahlreichen Mißstände in der Behandlung und Betreuung derjenigen Geisteskranken und Geistesschwachen sehen, die in ihren eigenen Familien, in Privatanstalten, in Armenanstalten, Gefängnissen usw. verpflegt wurden. Er unterstützte daher eifrig die Bemühungen Forels um ein kantonales oder, wenn möglich, eidgenössisches Irrengesetz (Bemühungen, die ihrerseits auf solche von Prof. Brenner, Basel, und Direktor Moor, Rheinau, zurückgingen) und hielt am 6. Juni 1894 im Kasino zu Bern vor dem Bernischen Hilfsverein für Geisteskranke einen gutunterbauten, vielbeachteten Vortrag über „Neue Aufgaben der bernischen Irrenpflege“, worin er die Schaffung eines bernischen Irrengesetzes forderte und die Versammlung zu einer Eingabe an den Grossen Rat veranlasste, welche leider ohne Auswirkung blieb. Er trat auch im Verein schweizerischer Irrenärzte eifrig für die Sache ein und veröffentlichte und besprach im Auftrag dieses Vereins in Nr. 22/23, 1896, des „Corr.Blattes für Schweizer Ärzte“ die „Grundsätze für ein Bundesgesetz zum Schutze der Geisteskranken“, wie sie der Verein nach langen Beratungen aufgestellt hatte. Eine sehr wertvolle, kurzgefasste und doch vollständige Übersicht über das Irrenwesen der ganzen Schweiz schrieb er dann unter dem Titel „Irrenwesen“ als Beitrag in das „Handwörterbuch der schweizerischen Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung“, herausgegeben 1905 von Prof. Reichenberg. Bekannt wurde von Speyr, namentlich in Richterkreisen, auch durch seine zahlreichen Gutachten, die wegen ihrer Gründlichkeit und Wohlabgewogenheit stets hoch eingeschätzt wurden; mehrere von ihnen hat er in der „Schweizerischen Zeitschrift für Strafrecht“ veröffentlicht. Erwähnt seien u. a. auch noch sein Vortrag „Über einige Fälle von geistiger Erkrankung im Militärdienst“, den er im Jahre 1893 vor der Ärztesgesellschaft des Kantons Bern gehalten hat und im gleichen Jahre im „Corr.Blatt für Schweizer Ärzte“ erscheinen liess, dann sein Beitrag „Zwei Fälle von eigentümlicher Affektverschiebung“ an die „Festgabe an August Forel“, die die „Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie“ (Band 43, 1918) zu dessen 70. Geburtstag herausgab. An das grosse Werk „Deutsche Irrenärzte“ steuerte er das Lebensbild seines einstigen Lehrers und Chefs „Ludwig Wille“ bei. In der letzten Lebenszeit schrieb er mit ungebrochener Geistesfrische die schöne Abhandlung über „Cutis verticis gyrata“, die drei Monate nach seinem Tode, im November 1939, in der „Schw. M. W.“ erschienen ist. Erwähnen wir noch, dass er seit seiner Wahl zum Direktor

der Waldau auch dem Bernischen Sanitätskollegium angehörte und dieses während vieler Jahre präsidierte, so ist damit das Wichtigste über seine Tätigkeit über die Anstalt und das Lehramt hinaus gesagt.

Bei dieser ungeheuren Fülle von Arbeit gönnte sich von Speyr nur selten Ferien und immer nur wenige Tage. Meist verbrachte er sie bei seinen ältern Schwestern, den Damen Olivier, in Givrins ob Nyon, mit denen und deren Familie er zeitlebens innig verbunden war. Ein einziges Mal musste er sich für längere Zeit von seiner Anstalt trennen, als ihn die Ärzte im Jahre 1898 nach einer Brustfellentzündung mehrere Monate zur Erholung nach Ospedaletti schickten. Ausser diesem einen Mal war von Speyr nie ernstlich krank. In den letzten fünfzehn Jahren freilich machten sich allmählich Altersgebrechen bemerkbar, eine Coxitis deformans erschwerte ihm das Gehen, das früher so scharfe Gehör nahm ab, doch half er sich 74jährig mit noch fast jugendlichem Elan über die Gehstörung hinweg, indem er das Autofahren erlernte, sich einen kleinen Wagen anschaffte und damit ehemaligen Kranken, gerichtlichen Untersuchungsfällen, Familienpfleglingen usw. im ganzen Lande herum nachfuhr. Der Geist blieb bis ans Ende frisch. Wenn ihn seine frühern Mitarbeiter in den letzten Jahren in Basel besuchten, so wurden sie bestürzt von Fragen über diese und jene seiner einstigen Patienten, und man war immer wieder neu erstaunt über sein ausserordentlich scharfes Gedächtnis und seine wachgebliebenen vielseitigen Interessen.

So steht von Speyrs hochgewachsene, alle andern weit überragende schlanke Gestalt mit dem grossen, weisshaarigen Kopf und dem von einem kurzgeschnittenen Bart umrahmten edlen Gesicht in ihrer aufrechten Haltung vor uns als die Verkörperung von Fleiss und Pünktlichkeit, von peinlicher Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue, von Verantwortungsgefühl und fast ängstlicher, überall misstrauender Vorsicht, von beispielloser, restloser Hingabe an das Amt, von ernster Lebensauffassung, von Strenge im Urteil über andere und von Unerbittlichkeit im Fordern der Pflichterfüllung von seinen Mitarbeitern und Untergebenen, aber gleichzeitig Strenge gegen sich selbst und eiserner Selbstdisziplin. Und doch ist das nur die jedermann sichtbare Werktagsseite dieses Mannes. Ergänzend muss bemerkt werden, dass zu gewissen Zeiten auch weiche, freundliche, milde und warme Züge in seinem Wesen aufblitzten: Freunden und Verwandten steht sein Haus jederzeit gastlich offen, und er findet immer einen Augenblick Zeit für sie. Ab und zu lädt er seine Mitarbeiter mit ihren Familien zu einem Nachtessen ein und versammelt sie nachher beim schwarzen Kaffee um das trauliche Kaminfeuer in seinem grossen, stilvollen Salon. Bei solchen Gelegenheiten oder auch plötzlich im Ärzterapport bricht der sarkastische Humor und oft bissige, kritische Witz des Baslers hervor. — Man kommt im Ärzterapport zufällig auf Gotthelf zu reden, und der Direktor bemerkt, versonnen in die Ferne träumend, fast am besten gefalle ihm doch der „Sonntag des Grossvaters“. Ein andermal holt er aus seinen Lieblingsjugenderinnerungen Johann Peter Hebel und sein

Schatzkästlein hervor und unterbricht damit den Krankenrapport, oder liest in fließendem Französisch schnell eine Stelle aus Toepffer vor. — Eine warme, sternensäte Sommernacht ruht über der Anstalt; zwischen den Tannen dringt Licht aus der offenen Balkontüre des Salons des Direktors, und Musik, bald weiche, bald mächtige, strömt in die Stille der Nacht hinaus. Der einsame Mann sitzt an seinem Flügel und spielt Chopin und Schumann. — An langen Winter-Sonntagabenden, früher fast jeden Sonntag, spielt der Direktor, meist allein, manchmal einen zufällig anwesenden violin- oder cellospielenden Patienten begleitend. Seine würdevolle Gestalt sitzt unter dem prachtvollen Leuchter in vollem Licht am Flügel, in den dunkeln Ecken herum, in gebeugter Haltung die geladenen Gäste, fast alles Patienten der Pensionärabteilung, mehr Damen als Herren, vielfach gewesene Berühmtheiten, viele in sich hineinweinend, andere mit leerem Blick und erloschener Seele. Im Kamin prasselt munter das Feuer. Ein ergreifendes Bild aus der Irrenanstalt! — Der Weihnachtstag ist da. In den grossen, noch verschlossenen Speisesälen aller Abteilungen sind die Geschenke der Anstalt, die sie jedes Jahr für jeden Patienten bereithält, zusammen mit etwaigen Geschenken der Angehörigen, aufgeschichtet. Da erscheint in der Gangtüre der Direktor mit der Weihnachtsglocke in der Hand, schreitet strahlend zur Türe der Schatzkammer, öffnet sie den herbeiströmenden Kranken und freut sich an ihrer Freude. Am Abend des gleichen Tages, schlags 5 Uhr, sitzt er an der Orgel in der Kirche. Der gewaltige Weihnachtsbaum, jeweilen der grösste in ganz Bern, erglüht aufs Mal in vollem Lichterglanz, und gleichzeitig setzt machtvoll die Orgel ein, von des Direktors Hand gespielt. Eindrücklicher und ergreifender kann die Feier nicht beginnen. — Die kalten Wintertage sind da. Jeden Morgen früh, oder auch tagsüber in einer Arbeitspause, sieht man den Direktor ans Fenster oder vor die Anstalt treten; Vögel umflattern ihn von allen Seiten und picken ihm das hingehaltene Futter aus der Hand. — Bis in die letzten Jahre vergeht in Bern kein Abonnementskonzert, ohne dass der Direktor der Waldau dazu erschiene.

Am genannten 29. August des Jahres 1939 trat ein sanfter Tod an diesen stillen, grossen Arbeiter und reichen, geräuschlosen Menschen heran. Aus seinem gewohnten Mittagsschläfchen durfte er sachte in die ewige Ruhe hinüberschlummern.

Die Waldau und das ganze Bernervolk sind ihm, dem aufrechten Miteidgenossen und treuen Sohn Basels, für seine über ein halbes Jahrhundert sich erstreckenden aufopfernden Dienste dauernd grossen Dank schuldig.

Kehrsatz bei Bern, im Januar 1941.

F. Walther.